

Der Poet

Autor(en): **Schnyder, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **2 (1916)**

Heft 6

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-525261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 23. Jahrgang.

Schriftleiter des Wochenblattes:

Dr. P. Veit Gadiant, Stans
Dr. Josef Scheuber, Schwyz
Dr. H. P. Baum, Baden

Beilagen zur Schweizer-Schule:

Volksschule, 24 Nummern
Mittelschule, 16 Nummern
Die Lehrerin, 12 Nummern

Geschäftsstelle der „Schweizer-Schule“: Eberle & Rickenbach, Einsiedeln.

Inhalt: Der Poet. — Heilpädagogik auf katholischer Grundlage. — Gnade vor Recht. — Berufswahl. — Ueber wichtige erzieherische Fragen der Gegenwart. — Der Parteitag der konservativen Volkspartei. — Inserate.
Beilage: Volksschule Nr. 3.

Der Poet.

Von Michael Schnyder.

In der Bauernstube ging es laut zu. Heute war St. Josefstag; der Bauer war ein Seppi und unter den Knechten gab es einen ganzen und einen halben Seppi; darum war zu Mittag ein gesottener Schinken aufgetragen worden, und nun machte der blaue, bauchige Mostkrug, der immer und immer wieder gefüllt wurde, die Runde auf dem runden Tisch, und dabei wurde ein Faß geschlagen. Er sollte nach dem alten Verkommen, wonach der Josefstag alles, was mit dem Winter zusammenhing, aufräumte, den Faß wie den Abendrosenfranz, der letzte sein. Es wurde ein lebhaftes Ausklopfen, und Bauer und Kell flogen nur so herum.

Auf dem Ofen saß der Drittknecht Franzsepp, der halbe Seppi. Er mochte vierzig, konnte aber auch gegen sechzig Jahre zählen. Auf seinem milchweißen Gesicht haben die Jahre nichts einzuschreiben gewußt. Währenddem der Tisch ächzte unter der lustigen Schlacht der Trümpfe, schaute Franzsepp mit einem halb listigen, halb dummen Lächeln durch den Qualm der Pfeifen und Zigarren hinaus, wo die Frühlingssonne gar lustig spielte mit dem ersten, jungen Grün. Dann zog er auf der warmen Ofenplatte mit der Kreide einen Kreis und bemühte sich, die Fliege, die winterfaul herumspazierte, in den weißen Bann zu bringen. Das wollte aber die Fliege nicht verstehen, sie flog vor seinen täppischen Fingern davon und an die Fensterscheibe. Franzsepp schlurftete ihr nach, öffnete behutsam den Flügel und komplimentierte die dumme Fliege hinaus an den warmen Sonnenschein. Er wollte dabei etwas sagen, allein, kaum hatte er den Mund geöffnet, so schloß er

ihn wieder. Mit den Tierlein sprach er nur, wenn er allein war; die Knechte hätten ihn ausgelacht.

Franzsepp hieß der Poet; so wurde er gerufen, wenn man ihn foppen wollte. Man muß nämlich wissen, der Poet gilt unter den Bauern nicht als der Geheiteste. Wer dort Poet heißt, dem sind zum mindesten etliche Schräubchen los. Poet und Philosoph sind so ziemlich gleichwertige Bezeichnungen. Allerdings liegt die Poesie auf dem Bauernlande haufenweise herum, aber es sind nur die Sonntagskinder, die sie sehen; die andern gehen daran vorbei, oder die Poesie ist ihnen Selbstverständlichkeit, wie die Luft, die man einatmet, und die Sonne, die man aufgehen und niedergehen sieht. Das ist alles so natürlich, und die Natur muß schon eine ganz großartige Extravorstellung geben, etwa einen Mondregenbogen oder ein Nordlicht hinaushängen, wenn sie von dem Durchschnittsbauern beachtet werden will. Der Bauer hauiert nun einmal nicht mit seinen Gefühlen, und wer unter ihnen sie in Vers und Reim brächte, der gälte zum mindesten als ein Halbnarr.

Franzsepp machte nun allerdings weder Vers noch Reim, schon darum nicht, weil er mit dem Schriftlichen auf gespanntem Fuße stand, und doch hieß er der Poet, und er trug seinen Namen keineswegs zu unrecht.

„He Poet, fängst Fliegen? Wenn du ein Orchester dieser Brummer beieinander hast, so laß sie aufspazieren,“ — klang vom runden Tische her. Der Poet aber ließ sich nicht beirren, es war, als hätte er die Stichelei nicht gehört, das leise Lächeln spielte immer noch um seinen weißen Mund, den ein paar verkümmerte Barthhaare beschatteten, — und er ging langsam hinaus. „Der Poet verduftet,“ tönte es ihm nach.

Der Poet ging durch das Stübli in die Küche und hinaus auf das Läubli. Dort hockte Mareili schludernd und drehte zutraulich sein spitzes Köpfchen nach dem Poet; dieser nahm das arme Mareili behutsam in seinen Arm und trug es hinunter an die Sonne zu seinem gackernden Gespanen. Mareili war ein lahmes Hühnchen und vom Poet so getauft worden. Es war sein Liebling. Er hatte das junge Naseweischen einst von der Straße heimgetragen, nachdem ihm, dem jungen Borwiz, ein Auto ein Beinchen krumm gefahren. Seitdem waren Mareili und der Poet einander wie verwandt. Mareili sah im Poet seinen Lebensretter, und da es nicht sprechen, nur traulich gackern konnte, besorgte der Poet Rede und Gegenrede. „Komm, Poet, trage mich an die Sonne, du weißt ja, bei dem verdrehten Beinchen geht mir das Humpeln so schwer.“ — „Ja, ja, du armes Hüscherli, gewiß, gewiß, ich komme, ich komme, ja, ja . . .“ — Und so trug er es an die Sonne. „Gelt, da ist es schön warm? Aber gelt, auf die Straße gehst du nicht mehr. Und tu fleißig deine Arbeit. Weißt, wenn du nicht mehr Eier legen würdest, könnte man dich am Ende für unnütz erklären, du armes du. Bist ja nicht schuld an deinem Unglück. Daß doch der Teigel diese bösen Wagen holen möchte.“ Und Mareili scharrte mit dem gesunden Fuß in den warmen Sand sich ein, und es tat dem Poet so wohl, wie das arme Hüscherli zum Sonnenschlaf sich reckte.

Vom Hühnerhof ging der Poet zum Bienenstand. Dort wars um die Körbe ein reges Leben, überall auf den Vorläden schwarze, lange Straßen, um die Ein-

gänge krabbelte es, als hätt' es drinnen eben geheißen „Ite Missa est“, und alles drängte sich zum Portal. Die Biennen hielten den ersten Ausflug. „Gelt, ihr kleinen Brummer,“ sprach der Poet zu ihnen, „der Winter war auch gar lang und hart, nun aber kommt der Frühling. Schaut, wie warm die Sonne schon scheint. O, sie tut euch gut. Und bald gibt es Blumen rund um das Haus herum. Habt ihr gesehen, wie groß die Knospen der Kirschbäume schon sind? Bald werden sie blühen, schneeweiß und rosenrot, und darin findet ihr die gelben Fäden mit dem süßen Honig.“ — Und der Poet erzählte den Biennen die ganze Geschichte vom langen Winter und vom Frühling. Wenn sie um ihn herumsummten, meinte er, sie hätten ihn gefragt, und er gab ihnen menschenweisheitsvoll die Antwort: „Nein, jetzt noch nicht, etwa zwei, drei Wochen mag's schon noch gehen. Habt doch auch ein wenig Geduld. Vor einer Woche hat es ja noch geschneit.“ — Und dabei bückte er sich und las die Biennen, die zu Boden gefallen, auf und trug sie auf die Läden.

So schritt der Poet durch den Hof, lobte den Bach, weil er so laut und froh über die moosigen Rundsteine kollerte, streichelte die Weidenkätzlein und liebte sie. „Ja, ihr seid doch immer die ersten. Nein, dort drüben, seht ihr, das Schneeglöcklein ist euch zuvorgekommen.“ Und er schritt, sein jungaltes Gesicht voll seliger Freude, hin zum Schneeglöcklein, kniete nieder und läutete am gelbweißen Stengel. „Aha, ihr seid wieder da. Wißt ihr, letztes Jahr habe ich euch auch besucht, aber damals waret ihr viel früher aufgestanden; es war schon am ersten Märzentage. Allein, es war nicht eure Schuld, daß ihr heuer später erwacht seid. Wißt, es ist heute mein Namenstag, und wenn sie schon sagen, es sei nur mein halber Tag, so ist das nicht wahr. Ich habe Sanct Josef so lieb wie die andern. Ob er mich auch liebt?“ — Und dabei dachte der Poet nicht einmal daran, daß er auch noch Franz hieß, und er wußte nicht, daß Franziskus der Heilige ganz so wie er mit den Tierlein gesprochen hat.

Man glaubt vielleicht, das sei des Poeten Sonntagsstimmung gewesen; allein wenn man Poet ist, so ist man es nicht nur an einem von den sieben Tagen der Woche.

Der Poet werchete nicht gern in Gesellschaft, er war am liebsten allein; und er war ja doch nie allein. Ab und zu vergaß er die Anwesenheit anderer Menschen und dann mochten diese hören, wie er mit Vieh und Pflanzen ein Zwiegespräch anhub. Dann hieß es, der Poet predigt wieder einmal den Mäusen, oder er spricht mit sich selbst, was so viel heißt, wie: er spinnt. Gewiß spann er; allein es waren feine Gedanken; nur fuhr dann der böse Spott in sein Gewebe und zerriß es mit roher Hand.

Als der Poet einmal hinter dem Pfluge herlief und der Bauer sah, daß er ein aufgepflügtes Mäuslein in der Furche sich verkriechen ließ, ohne es mit seinem breiten Holzschuh zu zertreten, schalt er ihn aus. Der Poet aber lächelte in sich hinein, und wenn er dann allein karstete, rief und piff er den braunen Mäusen, sie möchten nur leß hervorgucken, er tue ihnen doch bei Gott nichts zuleid. Und richtig, nach der Ernte hieß es allemal, dort seien die Mäuse am frechsten im Hafer gewesen, wo der Poet gewerchet habe.

Der arg geplagte Poet kam beim Bauer eigentlich nur dort so recht zu Ehren, wo er mit dem Vieh umzugehen hatte. Da schätzte man ihn, denn hundert Flüche richteten viel weniger aus als er. „Zieh nur Lobeli, fest ins Gechirr. Weißt, heut Abend grasen wir den jungen Alee, weißt, den droben in der Hochmatte, der wird dir schmecken.“ — Oder: „’s macht warm Laubi, allein wenn wir die lange Furche zu Ende gepflügt, dann gibt’s einen Halt dort hinten im Schatten beim Bächlein und du darfst einen langen Zug tun.“ — Oder: „Nur nicht so unwirsch, unjereins muß auch schaffen und schwitzen und hat nicht einmal die Kraft wie du.“ — Oder: „Morgen ist Sonntag. Hörst du die Samstagglocken? Dann kannst du dich ausruhen den ganzen lieben Sonntag.“ Und Laubi und die Loben schauten dem Poet mit ihren großen dummen Augen an und arbeiteten willig weiter.

Mit dem Poet war’s nur schwer ins Gespräch zu kommen, und man mußte schon eine recht unschuldige Miene machen, damit er sich zu einer Aussprache herbeiließ. Er verstand die Menschen nicht. Und die Menschen verstanden ihn nicht. Sie verstanden ihn darin nicht, warum der arme Mensch, der nichts sein eigen nannte, so eng sich an die Pflänzlein und Tierlein anschloß: Und doch waren das die einzigen, die ihn nie beleidigt haben. Und darum nicht, weil sie es nicht begriffen, daß jeder Mensch seine Freude haben muß: Die Freude des Poeten war die Arbeit, er hätte sie auch um ihrer selbst willen getan. Sein stilles In sich hineinlächeln war nur der Ausdruck genügsamer, arbeitsfroher Zufriedenheit.

So ging der Poet froh und heiter durch das harte Leben. Nur scheinbar einsam, denn er sprach alles um sich herum an, das Leblose und das Unvernünftige, und alles gab ihm Antwort; die Antwort, die er haben wollte, und die die vernünftigen Menschen ihm nicht gaben.

Als nach Jahren der Tod ihn ansprach, da verlor der Poet auch jetzt sein ruhiges Lächeln nicht; er legte sein Leben geduldig hin, denn das, was die Menschen das laute, heiße Leben nennen, das hat er nie gekannt. Und so gab denn der arme, und doch so reiche Mensch seine kleine Seele dem Schöpfer mit der stillen Wehmut hin, mit der er die Blümlein hatte verdorren und die Tierlein hatte sterben sehen, und starb als Poet, der sich nie um Wissenschaft und dergleichen bekümmert hat, der nur wußte, daß alles das, was ihn auf Erden erfreut, drüben noch viel schöner sein werde.

Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an,
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.

(Schiller.)